

Truhe, durch den
besonders schwer
schwarze Brücke
rt. Während auf
ungen an Fahr-
den, hieß es auf
e Übungen ohne
Fahrtwart Wer-
ten in bewährten
und im Klublokal
r und die Sieger
Max Wittich auf
uer auf DKW 200
auf Sunbeam 500
er und N. Kamps
bestzeit.

Quoten

(11 Richti-
DM, II. Rang 234
Rang: 2004 Ge-
-Wette: I. Rang:
II. Rang: 91 Ge-
-Wette: 992 Gewin-
-Wette: 1281019 DM)
Rang: (11 Richti-
DM, II. Rang:
I. III. Rang: 3058
(Gesamt-Umsatz:
I. Rang: 10 Ge-
-Wette: 354 Gewin-
-Wette: 3812 Gewin-
-Wette: 2683 Gewin-
-Wette: 643791 DM)
-Wette: 32475 DM,
-Wette: 110 DM,
-Wette: 300.50 DM,
-Wette: 620 DM)
Rang: 12 Gewin-
-Wette: 316 Gewin-
-Wette: 771 Gewin-
-Wette: 2436.50
-Wette: 17 DM)

enz. Die
2.— DM
können-
Drogerie
ur Kräfte
sprechen
abschrei-
der Mar-
euf.
en-
5 Uhr
Liebe“
essen.
erzerischen-
ise“
Tel. 3023
begeistert
lung
einem Film
on 3023.

5 Uhr

Liebe“

essen.

erzerischen-

ise“

Tel. 3023

begeistert

lung

einem Film

on 3023.

5 Uhr

Liebe“

essen.

erzerischen-

ise“

Tel. 3023

begeistert

lung

einem Film

on 3023.

5 Uhr

Liebe“

essen.

erzerischen-

ise“

Tel. 3023

begeistert

lung

einem Film

on 3023.

5 Uhr

Liebe“

essen.

erzerischen-

ise“

Tel. 3023

begeistert

lung

einem Film

on 3023.

5 Uhr

Liebe“

essen.

erzerischen-

ise“

Tel. 3023

begeistert

lung

Neu-Gravenbroicher Zeitung

Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei AG., Neuß, Niederstraße 46.
Fernspr. 2053, Geschäftsstelle Neuß, Niederstr. 46, Fernspr. 2553, Redak-
tion 3053/54. Bei Nichterscheinen ohne Verschulden des Verlages oder
in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch



Erscheint sechsmal wöchentlich als Morgenausgabe. Bezugspreis
monatlich 2,70 D-Mark einschließlich Zustellgebühr durch Boten. Bei
Postbezug: Grundpreis zuzüglich Postzustellgebühr. Einzelpreis 15 Pf
Postcheckkonto Köln Nr. 41800, Erfüllungsort Neuß.

DIE GROSSE HEIMATZEITUNG, GEGRÜNDET IM JAHRE 1874

NUMMER 244

MITTWOCH, 18. OKTOBER 1950

77. JAHRGANG

Truman fordert Beweise

Moskau soll seine Friedensbeteuerungen in die Tat umsetzen - Die Rede des Präsidenten

San Francisco (dpa, UP). Präsident Truman forderte die Sowjetunion am Dienstagabend (Mittwochfrüh deutscher Zeit) auf, „konkrete, positive Beweise dafür zu liefern, daß sie bereit ist, sich für den Frieden einzusetzen.“ In seiner Rede, die der Präsident nach Rückkehr von seinem Pazifiktreffen mit General Mac Arthur in San Francisco hielt, nannte er vier Punkte, die die Sowjetunion zur Dokumentierung ihres Friedenswillens erfüllen müsse.

Sie solle sich 1. an die Grundsätze der UNO-Charta halten, 2. sich den übrigen UNO-Mitgliedstaaten in ihrer Aufforderung an die Nordkoreaner anschließen, sofort die Waffen niederzulegen, 3. den eisernen Vorhang niederreißen und einen freien Informations- und Gedankenaustausch ermöglichen. Als 4. Friedensbeweis forderte Truman die Beteiligung der Sowjetunion an den Bemühungen der Vereinten Nationen, ein wirksames System kollektiver Sicherheit zu schaffen, „ein System, daß die Aechtung der Atombombe und einschneidende Vereinbarungen über alle anderen Waffen und Streitkräfte ermöglichen wird.“

Der Präsident erklärte, daß der Ausbau der amerikanischen Verteidigung trotz der in Korea erzielten Erfolge „mit tödlichem Ernst“ weitergetrieben werde. „Wir vergrößern unsere bewaffnete Stärke, weil die sowjetische Politik uns keine andere Wahl läßt.“ Es liege bei der Sowjetunion, diese Situation zu ändern. Solange sie jedoch den von ihm angeführten Forderungen als Beweis ihres Friedenswillens nicht nachkomme, „sind wir fest entschlossen, die gemeinsame Verteidigungsstärke der freien Welt weiter auszubauen.“ Der Präsident wies darauf hin, man habe vor fünf Jahren bei der Gründung der Vereinten Nationen in San Francisco gehofft, daß sich die Sowjetunion an den Bemühungen zur Schaffung eines dauerhaften Friedens beteiligen werde. „Aber der kommunistische Imperialismus hat es nicht so haben wollen.“

Präsident Truman begann seine mit Spannung erwartete Rede im Opernhaus zu San Francisco mit den Worten: Ich kehre soeben von der Insel Wake zurück, wo ich eine sehr zufriedenstellend verlaufene Konferenz mit General Douglas Mac Arthur hatte. Ich weiß, daß diese Reise Anlaß zu zahlreichen Spekulationen gegeben hat. In Wirklichkeit ist es in keiner Weise aus geheimnisvollen Gründen durchgeführt worden. Ich reiste dorthin, weil ich mit General Mac Arthur zu sprechen wünschte und weil ich mir bewußt war, daß er, der die Probleme aus erster Hand kennenge-

lernt hat, uns Hinweise geben kann, die für alle wertvoll sind und die dazu beitragen können, in diesen kritischen Zeiten die richtigen politischen Entscheidungen zu fassen.“

Truman fuhr fort, daß Mac Arthur ihm über die Kämpfe in Korea und über die Leistungen der seinem Oberbefehl unterstehenden Truppen der Vereinten Nationen berichtet habe. Er kündigte an, daß noch weitere Truppenkontingente von Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen nach Korea kommen werden, und fügte hinzu: „Ich bin davon überzeugt, daß diese Truppen bald den Frieden in ganz Korea wiederhergestellt haben werden.“

„Unsere Truppen werden nur solange in diesem Lande bleiben, wie sie zur Erreichung dieses Zieles benötigt werden. Wir erstreben keine territorialen Gewinne und keine Privilegien. Wir möchten es noch einmal klar wiederholen: wir verfolgen keine aggressiven Ziele, weder in Korea noch in einem anderen Gebiet im Fernen Osten oder sonstwo in der Welt.“

20 km vor Pyongyang

Tokio (UP). Motorisierte Vorausabteilungen der ersten amerikanischen Kavalleriedivision drangen am Dienstagabend mit Panzerunterstützung in Hwangju, dem knapp 30 Kilometer südlich von Pyongyang liegenden letzten großen „Wachposten“ vor der nordkoreani-

schen Hauptstadt ein und stießen damit das „Einfallslos“ nach Pyongyang auf.

Nach Frontberichten hat die erste südkoreanische Division am Dienstagabend einen Punkt knapp 20 Kilometer südöstlich der nordkoreanischen Hauptstadt Pyongyang erreicht. Die Stadt liegt jetzt bereits im Schußbereich der alliierten Artillerie.

Nach einem Bericht aus dem Hauptquartier der achten Armee hat es den Anschein, als habe sich Apathie der nordkoreanischen Streitkräfte bemächtigt. Die Verteidigungskraft der Nordkoreaner läßt zusehends nach, und nach den letzten geheimen Informationsberichten sollen bereits große Flüchtlingsströme Pyongyang verlassen. Auf allen Straßen, die von Pyongyang nach Norden führen, wurde am Dienstag lebhafter Verkehr festgestellt. Kommunistische Truppenverbände rücken in nördlicher Richtung ab. Die Frage, ob die Kommunisten versuchen werden, in oder um Pyongyang einen letzten verzweifelten Verteidigungsversuch zu unternehmen, ist jedoch noch immer offen.

Geheimsitzung des Kabinetts über Sicherheit

Erhöhung des Notopfers Berlin beschlossen — Die geheimnisvollen schlesischen Äpfel

Eigenbericht der Neu-Gravenbroicher Zeitung

Bonn. In einer zweieinhalbstündigen Geheimsitzung beschäftigte sich die Bundesregierung am Dienstag eingehend mit den Vorwürfen des evangelischen Kirchenpräsidenten Niemöller gegenüber dem Bundeskanzler in der Remilitarisierungsfrage. Bei dieser Gelegenheit soll auch, wie verlautet, die Beteiligung des Bundes an den Kosten für die Aufstellung der Bereitschaftspolizei besprochen worden sein.

Das Kabinett beschloß ferner, die Bundeshilfe für Berlin durch eine Erhöhung des Notopfers um 75 Millionen DM zu erhöhen. Nach einem Entwurf des Finanzministeriums sollen diese Mittel durch eine Erhöhung der Notopferabgabe für Körperschaftssteuerpflichtige und Bezieher hoher Einkommen aufgebracht werden. Hinsichtlich der vom Bundeskanzler gewünschten Erhöhung der Leistungen nach dem Kriegsopter-Versorgungsgesetz um 180 Millionen DM kam die Bundesregierung zu der Auffassung, daß das Parlament zu nächst eine Deckungsmöglichkeit für diese Mehrkosten nachweisen müsse.

Zu Beginn des Kabinettsitzung hatte Bundesminister Jakob Kaiser dem Bundeskanzler einen Topf mit schlesischen Äpfeln überreicht, der ihm am Sonntag auf der Heimatkundgebung der Schlesier in Köln von einem kür-

daß der Abgeordnete Donhauser sich im Besitz eines Schreibens befände, durch welches maßgebliche Politiker der FDP belastet werden. Donhauser, der nach Augstein vernommen wurde, übergab nach Protest unter dem Hinweis, daß er sich an sich weigere, weitere Personen in die Untersuchung hineinzuwickeln, eine Abschrift des besagten Briefes an den Ausschußvorsitzenden. Auf Antrag von CDU-Abgeordneten wird der Ausschuß geheim darüber Bescheid lassen, ob der Brief zur Sache gehört und veröffentlicht werden soll.

In einer sehr kurzen und klaren Erklärung äußerte sich Ministerialdirektor Blankenhorn zu den Behauptungen des WAW-Vorsitzenden Lortz, daß eine unbekannte Person aus der Umgebung Blankenhorns an ihn, Lortz, einen Bestechungsantrag gestellt habe. Blankenhorn erklärte: „Mit allem Nachdruck betone ich, daß der große Unbekannte mir genau so unbekannt ist wie Herrn Lortz.“ Im Namen des Bundeskanzlers könne er darüber hinaus versichern, daß niemals Angebote von irgendeiner Stelle der Regierung in einer so schmutzigen Angelegenheit gemacht worden seien.

Privatgespräch Dulles—Wyschinski

New York (dpa). Der sowjetische Außenminister Wyschinski hatte am Dienstagvormittag eine dreiviertelstündige Unterredung mit dem amerikanischen UNO-Delegierten und republikanischen Berater des USA-Außenministers, John Foster Dulles, über den Siebenmächteantrag (Achesonplan) zur Stärkung der Vereinten Nationen.

In einer Erklärung, die Dulles nach der Unterredung veröffentlichte, heißt es, daß „einige unserer Meinungsverschiedenheiten über den Siebenmächteantrag“ behandelt wurden. „Es war ein eingehender und offener Meinungsaustausch ohne positive Ergebnisse, wenn man davon absieht, daß wir zu einem besseren Verständnis unserer jeweiligen Standpunkte gekommen sind.“

Im Brüsseler Falkenhäuser-Prozess sagte der vorgeladene Zeuge, der frühere Rechtsberater der deutschen Besatzung in Belgien, aus, von Falkenhäuser und Reeder hätten die Ansicht vieler deutscher Rechtssachverständiger niemals geteilt, daß die Hinrichtung von Geiseln keine Verletzung der Menschenrechte darstelle.

Das Tagesgespräch

pr — Schneller als man annehmen konnte, sind die UNO-Verbände auf Schuldzuweisungen herangekommen. In den letzten Tagen, hat der organisierte Widerstand der Kommunisten fast aufgehört. Sie haben unter Zurücklassung des schweren Materials, Munitionsskuderie und Lebensmitteldépôts, wahrscheinlich wird der Kampf um Pyongyang noch recht hart werden, wenn auch nicht so erbittert wie das Ringen um Seoul. Aber selbst mit dem Fall der roten Hauptstadt wird der Koreakrieg nicht beendet sein. Einmal, weil das Eindringen der UNO-Truppen in den äußersten nordwestlichen Zipfel Koreas die Soldaten der atlantischen Mächte an die mandschurische Grenze und bedrohlich nahe an Wladiwostok heranrücken ließe, zweitens, weil viele zehntausend toter Soldaten der Gelangenschaft entgegen und als Guerillakämpfer untertauchen könnten. Der letzte Akt des Krieges beginnt erst, wenn Mac Arthur die ganze Halbinsel besetzt hat, und wirklicher Friede erst einziehen, wenn die Partisanen sich politischer und militärischer Bedeutungslosigkeit niedergebrennt haben.

Trotzdem kann man sagen: Moskau hat die erste Schlappe verloren, in die es einen seiner 100-jährlichen „Schützlinge“ schickte. Das hat besonders in Asien mehr als lokale Bedeutung. Die örtliche Niederlage hat bewirkt, daß Rußland bei allen Völkern des Fernen Ostens an „Gesicht verloren“ hat. Die Männer im Kreml sind jedoch nicht von der Art, sie sich bisher umgeben haben.

Taifun über dem Schlachtfeld Indochina

Verbindungen abgeschnitten — Französische Inspizienten eingetroffen

Saigon (dpa). Die Evakuierung der in der Nähe der chinesischen Grenze gelegenen indochinesischen Stadt Langson wird, wie das französische Oberkommando am Dienstag mitteilte, durch einen schweren Taifun behindert, der die Grenzstraße an mehreren Stellen unpassierbar gemacht hat. Trotz der Zusicherungen französischer Stellen, daß die Verteidigung Hanois, der Hauptstadt von Tonkin, „gesichert“ sei, hat sich der Bevölkerung große Unruhe bemächtigt. Ein Teil der Bewohner ist bereits nach Saigon abgereist. Die Straße von Langson, dem letzten Stützpunkt an der westlichen Hälfte der Grenze, nach Hanoi soll von den vietnamesischen Aufständischen unterbrochen worden sein.

„Ich bringe den heldenhaften Soldaten, die so viele Verluste erlitten haben, den Gruß Frankreichs“, sagte der französische Minister

Letourneau, als er auf dem Flugplatz Saigon eintraf. Er fügte hinzu: „Wir sind hier, um die Dinge in Ordnung zu bringen.“ Letourneau, General im Ruhestand, der sich gleich nach der Ankunft mit einem militärischen Ehrengeleit in die Stadt Saigon, die werden auch in den umkämpften Norden Indochinas reisen. In Zentralvietnam haben französische Flugzeuge militärische Anlagen der Vietminh in der Nähe des Hafens Donghoi bombardiert, darunter eine Radiostation. Vietnamesische Truppen erbeuteten in derselben Gegend ein Munitionslager.

Der französische Ministerpräsident Rene Pleven kündigte am Dienstag an, daß er am Donnerstag vor der Nationalversammlung eine umfassende Erklärung über die „kommunistische zweite Front“ in Indochina abgeben werde.

Böses Blut um USA-Staatssicherheitsgesetz

Trumans Veto und seine Folgen — Senator behauptet: Regierung macht wohlbedachte Konfusion

Washington (UP). Justizminister J. Howard McGrath stritt gestern energisch ab, daß die amerikanische Regierung versucht habe, das neue Gesetz zum Schutz der inneren Sicherheit bei der Durchführung des Gesetzes ergeben hätten, seien nicht größer als erwartet, versicherte McGrath.

Der Justizminister wurde in einem Interview über die zukünftige Verwirklichung des Gesetzes befragt. Die Einwanderungsbestimmungen des Gesetzes haben in der Zeit seit seinem Inkrafttreten große Verwirrung hervorgerufen, durch die sich die Gültigkeit aller Einreisevisa nach den Vereinigten Staaten zu suspendieren. McGrath erklärte, daß „jeder notwendige Schritt“ zur Durchführung des Gesetzes eingeschlagen worden sei.

Zuvor hatte Senator Homer Ferguson, der an der Ausarbeitung des Gesetzes maßgeblich beteiligt war, versichert, daß die Regierung versuche, durch die Behandlung der Einwanderungsbestimmungen, Unwillen und Verwirrung zu stiften und das Gesetz mißliebig zu machen.

Das Außenministerium, sagte Ferguson, versuche nicht das Gesetz zu durchführen, sondern das Veto des Präsidenten. Dazu bemerkte er, daß die „wohlbedachte Konfusion“ nur bei Verwirklichung der Einwanderungsbestimmungen hervorgerufen werde.

Rund 150 deutsche Einwanderer werden zur Zeit noch von den amerikanischen Einwanderungsbehörden auf Grund der Bestimmungen des neuen USA-Staatssicherheitsgesetzes auf der Einwandererinsel Ellis Island vor New York festgehalten. Es besteht wenig Hoffnung, daß über ihr Schicksal entschieden wird, bevor der USA-Kongreß Ende November wieder zusammentritt.

220 deutsche Fluggäste, die in die USA reisen wollten, mußten in der Zeit vom 7. bis 14. Ok-

tober auf Grund der verschärften amerikanischen Einwanderungsbestimmungen auf dem Frankfurter Rhein-Main-Flughafen zurückbleiben. Sie hatten einmal irgendwelchen nationalsozialistischen Organisationen angehört.

Geschäfte mit Rotchina

Washington (UP). Die angebliche Lieferung von Öl, Beizen, Werkzeugen und Panzerplatten an die chinesischen Kommunisten stand am Dienstag im Mittelpunkt der Untersuchungen eines Unterausschusses des amerikanischen Kongresses. Unter dem Verdacht, diese Kriegswichtigen Güter an die Kommunisten geliefert zu haben, steht ein Schiff der amerikanischen Isbrandtsen-Linie, das die nationalchinesische Blockade vor dem chinesischen Festland mehrmals durchbrochen hat.

Besser als die meisten Außenminister

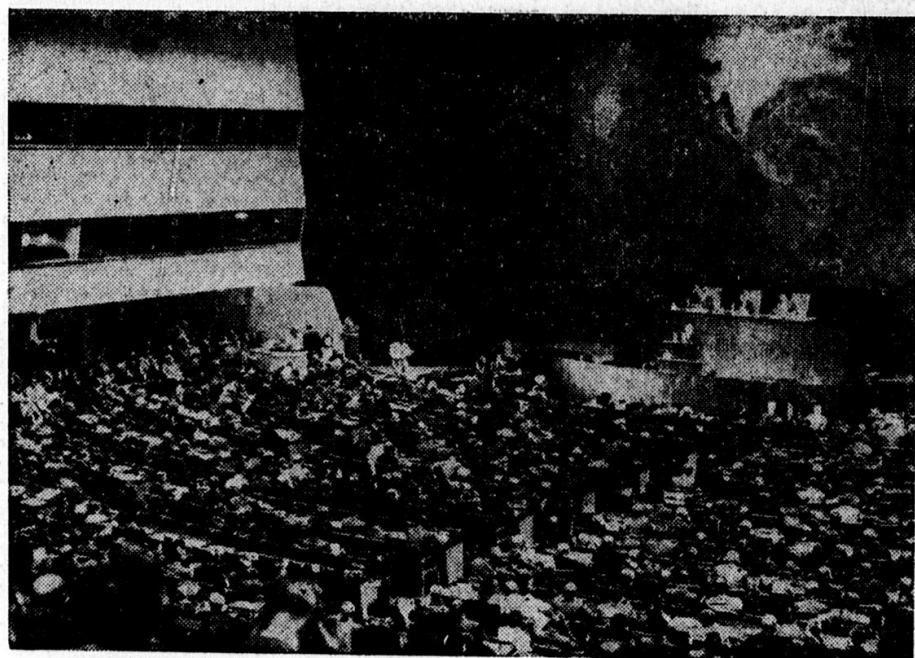
New York (UP). Die „Roosevelt-Ehrenmedaille“ für das Jahr 1950 wird Botschafter Warren Austin, Bernard M. Baruch und der Korrespondent der „New York Times“, Anne O'Hare McCormick, verliehen werden. Der Präsident der Theodore Roosevelt Memorial Association teilte mit, Austin werde diese Medaille in Anerkennung seiner Verdienste als Leiter der amerikanischen Delegation bei den Vereinten Nationen verliehen. Baruch wird für seine Verdienste um die Stärkung der Verteidigung der USA ausgezeichnet, während Frau McCormick für ihre Verdienste als Journalistin geehrt wird. Frau McCormick habe durch ihre Artikel in der „New York Times“ mehr zur Unterrichtung der amerikanischen Öffentlichkeit über die internationale Lage beigetragen als die meisten Außenminister der Vereinigten Staaten.

Streifzug durch die Welt

Berlin. Vier Westberliner Jungen im Alter von 12 und 13 Jahren lieferten bei der Westpolizei am Potsdamer Platz zwei prall gefüllte Rucksäcke mit Propagandamaterial der SED ab. Sie hatten es sich beim Sowjetnebeninformationsdienst unter dem Vorwand geben lassen, es in Berlin verteilten zu wollen. Wie sie der Polizei sagten, wollten sie mit dafür sorgen, daß den Kommunisten das Papier zum Lügen ausgeht.

Meer eine Insel von einhundert Meter Durchmesser aufgetaucht, heißt es in einer Meldung der Tass-Agentur vom Dienstag. Die Insel, die sich drei Meile über dem Meerespiegel erhebt, erschien unter hohen Rauchsäulen und einer dregliß Meier jedoch später.

Kopenhagen. Herr Klitsgaard arbeitete noch spät abends in seinem Büro am Halsknekt. Plötzlich klang das Fenster, und der Busspriet des Schoners „Libra“ schob sich in den Raum. Das Schiff hatte seinen Namen alle Ehre gemacht und sich von seiner Vertreibung befreit. Personen kamen bei diesem seltsamen Unfall nicht zu Schaden.



Eine Weltkarte mit riesigen Ausmaßen zielt das Kopfende des großen Saales in Flushing Meadows bei New York, in dem seit einem Monat die Vollversammlung der Vereinten Nationen tagt.



Aus der Stadt Neuß



Der Fahrplan mit dem Knopf

Eine praktische Neugierde für eilige Reisende

Da standen gestern die Fahrgäste am Obusbahnhof mit neugierigem Gesicht vor einer neuen Tafel. Reklametafel und Fahrplan für gleich. Einer wollte nach Krefeld und drehte an dem Knopf. Er hatte gleich die passende Verbindung. Praktisch, sagte er, man kann sich sofort danach einrichten und braucht auch nicht lange eine Auskunft zu suchen und in Anspruch zu nehmen.

Eine Reklamefirma kam auf den originellen Gedanken, den täglich benötigten Fahrplan für Eisenbahn, Straßenbahn, Obus und Omnibus auf diese Weise mit einer Reklametafel zu verbinden. Nach Überwindung einiger Schwierigkeiten hat sie die Tafel erhalten, die erste Tafel am Obusbahnhof auszubringen.

In einem Kreis sind die Orte und die vier Reiseleistungen aufgeführt. Stellt man den drehbaren Knopf mit dem Zeiger zum Beispiel auf Obus Holzheim, erscheint rechts die Fahrzeit.

Dieser drehbare Fahrplan kostet die Stadtverwaltung keinen Pfennig, da die Reklamefirma mit ihrer Tafel eine Werbung für mehrere Firmen verbindet und die Kosten damit deckt. Die Firma ist aus begrifflichen Gründen daran interessiert, solche Tafeln, die in ihrer graphischen Aufmachung sehr geschmackvoll wirken, an mehreren Stellen der Stadt aufzustellen. Es wäre zu begrüßen, daß der Firma ihr Vorhaben gelingt, damit der eilige Reisende an der ersten besten Ecke nur noch an einem Knopf zu drehen braucht, um zu wissen, wann die Minute der Abreise geschlagen hat.

Vor dem Richter

In Neuß gibt's einen Spediteur, der sich anscheinend nicht um die Straßenverkehrsordnung kümmert. Acht oder neun Delikte sind am Gericht anhängig zu Verhandlungen erschienen er nicht. Dismal hatte er sich zu verantworten wegen Überschreitung der Vorschriften der Güterfern-Verkehrsordnung. Im Rahmen dieser

Bestimmung darf ein Spediteur innerhalb 150 km um Neuß ohne Erlaubnis fahren. Der Angeklagte fuhr aber darüber hinaus, indem er eine Ladung nach Saarburg erledigte. Auch zu dieser Verhandlung war der Angeklagte nicht erschienen, sondern hatte schriftlich seine Handlungsweise damit begründet, daß er nicht gewußt hätte, wie weit Saarburg von Neuß entfernt liegt. Dismal kam der Mann aber nicht durch. Das Urteil lautete auf zehn Tage Gefängnis. Es sei Zeit, daß dem Angeklagten die Einhaltung der Verkehrsverpflichtungen beigebracht werde, sagte der Richter.

Ein Mann aus Norf fuhr in Grimlinghausen gegen einen Baum. Als man ihn im Krankenhaus behandelte, stellte sich heraus, daß er 2,57 pro Mille Alkohol im Blut hatte. Urteil 130 DM Geldstrafe.

25 Jahre Priester und Lehrer

Priesterjubiläum im Kamilluskloster

Am vergangenen Sonntag feierte in der St. Kamillus-Kirche Kamillianerpater Matthias Schröder sein silbernes Priesterjubiläum unter reger Anteilnahme der Gläubigen.

Morgens zelebrierte der Jubilar ein feierliches Dankhochamt, bei dem Pfarrer Colling von St. Marien assistierte. Der Kirchenchor St. Kamillus sang unter der Leitung seines Dirigenten Toni Lüttgens die schöne Messe „Cordis Jesu“ von J. van Nuffel. Kamillianerpater Hubert Reinartz, der Seelsorger des Kamillusklosters, hob in seiner Festpredigt die Bedeutung des Priestertums in unserer Zeit eindringlich hervor.

Eine Festandacht mit päpstlichem Segen des Jubilars bildete am Nachmittag den würdigen Abschluß der Feier. Der Hl. Vater hatte dem Jubilar die Vollmacht erteilt, allen Gläubigen, die an der Feier seines silbernen Priesterjubiläums teilnehmen würden, den päpstlichen Segen zu spenden.

Kamillianerpater Schröder wurde 1925 in Münster i. Westf. geweiht. Anschließend widmete er sich dem Studium der Philosophie und der Germanistik in Freiburg, Berlin und Münster. Von 1936 bis 1939 war er als Lehrer an der Kamillianer-Ordensschule in Neuß tätig. Während des Krieges und nach dem Kriege wirkte er in Wien, Freiburg i. Br. und Berlin als Kranken- und Lazarettseelsorger. Im Jahre 1947 übernahm er die Seelsorge im Städtischen Krankenhaus in Rheyt. 1949 kam er wieder nach Neuß und seitdem wirkt er erfolgreich als Lehrer an der „Privaten Vorbereitungsanstalt der Kamillianer“ und zugleich als Krankenseelsorger im Städtischen Krankenhaus an der Preußenstraße.

Wir wünschen dem Jubilar noch viele Jahre segensreicher Arbeit!

Neuß war einmal eine saubere Stadt

und ist heute an vielen Stellen das Gegenteil! — Die Küchenabfälle auf dem Trümmergrundstück

Man sieht sich wirklich gezwungen, einmal in aller Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß Neuß an vielen Stellen eine schmutzige Stadt geworden ist.

Wobei wir sogleich bemerken, daß es diesmal nicht die Schuld der Stadtväter oder einer Behörde ist.

Schuld daran trägt ein Teil der Bevölkerung selbst.

Die vergangenen Jahre des Krieges und der Not haben diese Erscheinung im Gefolge, die anscheinend unausrottbar ist und allmählich zu einer Landplage, — in unserem Falle zu einer Stadtplage auswächst.

Wir glauben, es gibt im Augenblick fast

keine Straße in Neuß, in der nicht in einem Trümmergrundstück, in einem Garten oder an sonst unpassender Stelle Abfälle, Asche oder ausgesiedelte Gegenstände abgelagert werden.

Neuß war einmal eine saubere Stadt, heute ist sie in manchen Stadtteilen das Gegenteil. Da sind oft Zustände, die beinahe polnisch anmuten.

Dann klingt es fast wie ein Witz, wenn man sich in diesen Gegenden dann über die Rattenplage beschwert und nach dem Rattenfänger ruft.

Faulheit, Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit sind die einzigen Gründe, die für ein

solch allgemeinschädliches und polizeiwidriges Verhalten angeführt werden können.

Eine Entschuldigung gibt's nicht, da jedem bekannt ist, daß Schutt und Abfälle nur an den dazu bestimmten Plätzen abgelagert werden dürfen. Außerdem haben wir wieder eine gut funktionierende Müllabfuhr.

Die Neußer Wasserläufe sind in diesem Jahr gründlich gereinigt und entschlamm worden. Man sehe sich jetzt einmal den Nordkanal an, die Erft, die Obererf. Eine Auenhandlung hätte vierzehn Tage zu tun, um das Gerümpel zu sichten, das nicht nur ausgesiedelte Matratzen enthält, sondern Töpfe aller Größen, halbe Fahrräder, ehemalige Beheizungen aller Klassen und was sonst alles. Bei dem leider manchmal tiefen Wasserstand ein Bild, das zu Betrachtungen anregt...

Auf jeden Fall verwarft sich jeder anständige Neußer Bürger dagegen, daß unsaubere Elemente das Neußer Stadtbild verschandeln und mit ihren Küchenabfällen Ratten mästen.

Wir schwärmen nicht dafür, irgendeinem hinterwäldlerischen Dorf gleichzukommen, in dem der Dreck vor der Tür liegt, und Ratten und Mäuse und vielleicht auch noch Wanzen zu den Haustieren gehören.

Es scheint an der Zeit, daß die Polizei energisch durchgreift und nötigenfalls einige Exemplare statuiert, denn Verbotsschilder helfen nicht.

NGZ gratuliert

Ihren 80. Geburtstag feiert am Donnerstag Frau Katharina Bolten, Furth Str. 187.

St. Sebastian wird winterfest

6000 DM vom Kultusministerium zugesagt

Wie die NGZ von unterrichteter Seite erfährt, hat das Kultusministerium in Düsseldorf für die Erhaltung der Neußer Sebastianuskirche einen Betrag von 6000 DM vorgesehen.

Dieser Betrag soll dafür verwendet werden, bis zum Winter die unbedingt und umgehend erforderlichen Sicherungsarbeiten an der Kirche durchzuführen. Es ist zu hoffen, daß bald damit begonnen wird, damit vor Einbruch der wirklich schlechten Jahreszeit und vor der Frostperiode die Arbeiten beendet sind.

Mit dieser Zusage wird höheren Orts bestätigt, daß man die St.-Sebastianus-Kirche als ein Baudenkmal betrachtet und zu erhalten wünscht.

Es dürfte nun an der Zeit sein, daß man sich darüber klar wird, wie die Ruine wiederhergestellt und in welchen baulichen Zusammenhängen sie gegebenenfalls wieder verwendet werden soll. Daß die Absicht besteht, die alte Kirche zu erhalten, wird in der Neußer Bürgerschaft sicher begrüßt werden.

Diese Zusage wird man keineswegs als schöne Geste ansehen können, sondern sie muß Maßnahmen im Gefolge haben, die das Baudenkmal auch wieder seiner alten Bestimmung zuführen und in einen städtebaulichen Rahmen sinnvoll einfügen. Sonst wäre die Hergabe dieser Summe nicht zu verantworten.

Sowohl wir orientiert sind, hat man daran gedacht, auf dem Gelände des ehemaligen Sebastianusklosters ein soziales Werk zu errichten und ein Heim zu schaffen für alleinstehende berufstätige Frauen und Mädchen.

Mit solchem Werk ist in Neuß sehr notwendig, zumal auch des Ansehens in der Brückstraße, das einst berühmten Frauen und

Mädchen als Heim diente, im Krieg zerstört wurde.

Es ist dies natürlich eine Frage der Finanzierung. Städtebaulich ließe sich hier eine gute und eine für die Altstadt auch vielleicht reizvolle Lösung schaffen, zumal jetzt zwischen St. Sebastian und dem neuen Gloria-Theater eine neue Straße zum Hammortwall hin angelegt werden soll.

Eine gute Tat für Schwerbeschädigte

Die Besitzer von Personenwagen aus Neuß-Grimlinghausen stellten dem Verband der Kriegs- und Zivilbeschädigten und Hinterbliebenen von Neuß-Grimlinghausen für einen Tag ihre Personenwagen zur Verfügung und stifteten außerdem noch je 10 DM, um den Schwerbeschädigten der Ortsgruppe einen schönen Sonntag und eine Fahrt durch die Heimat zu ermöglichen. So ging es vergangenen Sonntag mit den geschmückten Wagen über Köln ins Oberrheinische Land nach Olpe. Alle waren begeistert von der herrlichen Schönheit der Landschaft, und die Fahrt erhielt durch den Besuch der Tropfsteinhöhle in Attendorn eine höchst interessante Einlage. Auf der Rheinterrasse in Grimlinghausen versammelten sie sich zum Abschied, und man war voll des Dankes über die großzügige Tat der Grimlinghausener Mitbürger.

Auf dem Fundbüro wurden eine Porzellantasche und eine Geldbörse mit Inhalt als gefunden abgegeben. Abzuholen Rathaus Zimmer 14.

Jeder fünfte Neußer ist Rentenempfänger

Bei vielen wird die Not groß geschrieben — Wann wird einmal der notwendige Lebensunterhalt gesichert?

Am Ende eines jeden Monats sehen wir Schlangen von Menschen an den Postschaltern stehen, die ihre Kennkarte von der Landesversicherung in den Händen halten, die als Ausweis für den Bezug der Invalidenrente dient.

Alte Arbeiter, die nach Erreichen des 65. Lebensjahres ihre Altersrente beziehen, gebückte, verhärmte Mütterchen, die Witwenrente erhalten, aber auch viele jüngere Frauen, deren Mann und Ernährer verstorben ist.

Wo viele Menschen zusammen sind, wird diskutiert. So auch hier. Die einen leidenschaftlich, die anderen sachlich, beherrscht. So wurde auch in der Menschenschlange geschimpft über die niedrigen Sätze der Invalidenrente, über das dadurch bedingte Hungerdasein, über den Luxus der Besitzenden und die Notlage der Arbeitenden. Wir erkundigten uns nach den Richtlinien der Rentensätze und bekamen viele Antworten, aber alle waren sie verschieden.

Wir wollten aber sachlich richtige Auskunft, nachdem wir einmal gesehen hatten, wie viele Menschen von dieser Rente leben müssen. In Neuß allein bezieht immerhin ein Fünftel der ganzen Bevölkerung Rente! Invaliden-, Angestellten- oder Hinterbliebenenrente.

Im Versicherungsamt auf der Friedrichstraße saßen viele, die darauf warteten, einem Menschen ihre Not sagen zu können. Flüchtlingsfrauen mit ihren Kindern, Kranke, ältere Männer, Waisen. Sie wollten zu keinem Amt, sondern zu einer Stelle, in der ein Mensch sitzt, der ihre Not versteht, sie anhört und versucht, zu helfen.

Dies schien uns auch der Grundsatz zu sein, nach dem die Beamten des Neußer Versicherungsamtes ihre Aufgabe erfüllen.

Im Zimmer des Leiters des Versicherungsamtes suchte gerade eine Flüchtlingsfrau mit ihrem Kind Rat und Hilfe. Ihr konnte geholfen werden. Frauen bekommen nach der Verordnung vom 1. 7. 1949 sofort Witwenrente, während vorher Arbeitsunfähigkeit festgestellt werden mußte. Die Witwenrente setzt sich zusammen aus einem jährlichen Grundbetrag von 132 DM, einem jährlichen Zuschlag von 144 DM und einem Steigerungsbetrag, der fünf Zehntel des Steigerungsbetrages der Invalidenrente beträgt.

Der Mindestsatz der Witwenrente beträgt 40 DM monatlich. Außerdem erhielt die Frau für das Kind bis zum 18. Lebensjahre eine Waisenrente, die mindestens monatlich 30 DM beträgt. Sie setzt sich zusammen aus dem jährlichen Grundbetrag von 84 DM, dem jährlichen Zuschlag von 72 DM und vier Zehntel des Steigerungsbetrages der Invalidenrente. Der oben angeführten Flüchtlingsfrau mit einem Kind steht also eine Monatsrente von mindestens 70 DM zu.

Es genügt nicht für ein menschenwürdiges Dasein

Die Beitragsleistung zur Invalidenversicherung beträgt bekanntlich zehn Prozent des Einkommens, wovon der Arbeitgeber die Hälfte entrichtet. Jedem ist die Möglichkeit gegeben, sich höher versichern zu lassen, als er durch sein Einkommen verpflichtet ist.

Die Invalidenrente setzt sich aus einem jährlichen Grundbetrag von 156 DM, einem jährlichen Zuschlag von 180 DM und einem Steigerungsbetrag zusammen. Außerdem kommt noch dazu der eventuelle Kinderzuschuß von zehn DM für jedes Kind und neuerdings ein Zuschlag von 5 DM monatlich. Ab 1. 6. 1949 beträgt die Invalidenrente ohne Kinderzuschuß mindestens 50 DM. Die obere Grenze richtet sich nach den eingezahlten Beiträgen.

Was bedeutet ein Steigerungsbetrag? Ein Steigerungsbetrag ist ein Betrag von 1,2 Prozent des in der Quittungskarte bescheinigten Jahresarbeitsverdienstes, jedoch nur bis zur Höhe von 3600 DM jährlich und ab 1. Juni 1949 bis zur Höhe von 7200 DM jährlich.

Die Leistungen der Invalidenversicherung sind ganz erheblich. Es ist zu bedenken, daß

Die Rente der Hinterbliebenen darf allerdings die Rente des Verstorbenen nicht übersteigen. Wenn zum Beispiel ein verstorbener Arbeiter 100 DM Invalidenrente bekommen hätte, dann würde die Witwe, die drei Kinder hat, mindestens 40 DM für sich und neunzig DM für die Kinder erhalten, wenn sie noch nicht achtzehn Jahre alt sind. Da aber für sie der Höchstsatz 100 DM ist, bekommt sie für das dritte Kind keine Waisenrente.

Ein Mann in mittleren Jahren erkundigt sich, ob er Invalidenrente beanspruchen kann, da er nicht mehr arbeitsfähig ist. Invalidenrente wird an sich nur gezahlt, wenn der Versicherte mindestens 250 wöchentliche Pflichtbeiträge geleistet hat und sich die Arbeitsunfähigkeit durch mindestens sechs Jahresbeiträge erhalten hat. Der Beamte fragt den ratsuchenden Mann, ob er noch im Besitz seiner Invalidenkarte ist. Er muß dies verneinen; er ist ausgemottet worden. Er kann aber die Rente bekommen, wenn er zwei Zeugen beibringt, die unter Eid versichern, daß der Betreffende seiner Versicherungspflicht nachgekommen ist. Die Landesversicherung mußte diesen Weg wählen, da viele Versicherungskarten im Krieg verloren gingen.

Ein älterer Herr bittet zögernd den Beamten um eine Auskunft und möchte wissen, ob er eine Rente beziehen kann, da sein Rentenanspruch bei einer Lebensversicherung, der er jahrzehntlang angehört, durch den Währungssturz hinfällig wurde. Da er in der Zeit vor 1924 mehr als 250 Pflichtbeiträge geleistet hat und in dem Zeitraum vom 1. Januar 1924 bis 30. November 1948 den Beitrag leistete, wird er rentenberechtigt, weil er nach diesem Endtermin Invalide war und nicht mehr weiterzukleben brauchte.

Die Zahl der Rentenempfänger nach dem zweiten Weltkrieg um mehr als 100 Prozent gestiegen ist. Die Jugend unseres Volkes blieb auf dem Schlachtfeld, während der arbeitsfähige Teil der Bevölkerung wuchs.

Als wir uns von dem lebenswürdigen Leiter des Versicherungsamtes verabschiedeten, haben wir einen Einblick gewonnen in eine Einrichtung, die für Millionen Menschen unseres Volkes für ihren materiellen Lebensunterhalt entscheidend ist.

Doch: es wird keiner behaupten wollen, daß mit einer Mindestrente von 50 DM für den Invaliden und von 40 DM für eine Witwe ein menschenwürdiges Dasein gelebt werden kann. Wenn auch der allgemeine Segen der Invalidenversicherung für die breite Masse des arbeitenden Volkes einzusehen ist, so muß das unbedingte Ziel der künftigen Sozialaufgaben darin bestehen, eine solche Grundrente zu schaffen, mit der sich wenigstens die notwendigen Lebensbedürfnisse bestreiten lassen.

Offener Sonntag vor Allerheiligen

Auf Antrag des Einzelhandelsverbandes ist den Einzelhandelsgeschäften gestattet worden, am Sonntag, dem 29. 10. 1950 (Sonntag vor Allerheiligen) von 13 bis 18 Uhr geöffnet zu halten.

Sonder-Viehmarkt mit Verlosung

Der gestrige Großvieh-Sondermarkt an der Hammer Landstraße hatte wohl wegen der damit verbundenen Verlosung großen Besuch. Von den aufgetriebenen 163 Stück Großvieh wurden 135 und von den 589 Schweinen 510 Stück verkauft.

Zum Abschluß fand die Verlosung von vier Geldpreisen statt. Das Glück bedachte folgende Gewinner: Heinrich Schiefer, Landwirt, Baumberg, Kreis Rhein-Wupper (100 DM); Hans Menzen, Landwirt, Burg Sülz bei Dornrath, Siegburg (200 DM); Emil Krieger, Viehhändler,

Hülchrath (400 DM); Josef Schages, Landwirt, Neersen, Kreis Kempen-Krefeld (600 DM).

Der nächste Markttag findet am 31. Oktober statt.

Neußer Viehmarktpreise vom 16. 10. 1950

Auftrieb: 36 Kühe, 3 Bullen, 1 Färs, 84 Schweine, 13 Kälber.

Preis: Schweine von 80 bis 150 kg 1,38—1,40 DM, Bullen 0,75 DM, Kühe 0,80—0,85 DM, Färsen 0,75 DM, Kälber 0,80—1,30 DM.

Erzeugergroßmarkt für Obst und Gemüse

Auf der Versteigerung des Düsseldorfer Erzeugergroßmarktes am 17. Oktober wurden folgende Preise erzielt (in DM je 100 kg): Äpfel 13—33, Birnen 14 bis 27,3, Feldsalat 7—16, Spinat 7—9,2, Weißkohl 14—2, Rotkohl 2—3, Dauerrotkohl 4,4—4,9, Wirsing 1,5—2,1, Rosenkohl 24—30, Möhren 4—5, Buntbohnen 30—32, Tomaten 20—22, Zwiebeln 6 bis 7,5, Rote Bete 3,5—5,5, je 100 Stück Kopfsalat 5 bis 8,5, Endivien, gelb 3—5,5, Kastengurken 34—36, Blumenkohl 37,1—40, Kohlrabi, blau 4—5, Sellerie 7,5 bis 18,8, Porree 2,6—3,2.



„Sie essen doch auch Margarine auf dem Brot?“

Ja, sicher — aber es muß Sanella sein die schmeckt so frisch!

Sie können täglich frische Eier kaufen... Genau so frisch erhalten Sie Sanella heute überall. Sie wissen doch den Grund? Sanella wird täglich aus reinen, sorgsam ausgewählten Fetten frisch bereitet... wird Ihrem Kaufmann frisch ins Haus geliefert und kommt darum besonders frisch in Ihre Hand!

Kosten Sie doch mal Sanella auf einer Scheibe Brot. Das wird Sie mehr als Worte davon überzeugen, wie frisch und rein Sanella schmeckt!



57. Fortsetzung

Sein Kopf begann rasch zu denken. Er hatte fünftausend Dollar in der Tasche. Damit konnte er weit kommen! Er wollte fliehen. Allan sollte ihn nicht bekommen. Er blickte sich um — niemand weit und breit! Es war ihm also gelungen, Allans Detektive abzuschütteln. Dieser Triumph belebte ihn und er begann blitzschnell zu handeln. In einem Barber-shop ließ er sich seinen Bart abnehmen und während der Barber arbeitete, überlegte er seinen Fluchtplan. Er befand sich am Columbusquartier. Er wollte mit der Subway bis zur zweihundertsten Straße fahren, etwas gehen und dann irgendeinen Zug besteigen.

Zehn Minuten vor sechs Uhr verließ er den Barberladen. Er kaufte noch Zigarren, und sieben Minuten vor sechs Uhr stieg er zur Subway hinunter.

Zu seiner Überraschung sah er auf dem Perron der Columbusquartierstation unter den Wartenden einen Bekannten stehen, einen Mitpassagier der letzten Überfahrt. Der Mann sah ihn sogar an, aber — Triumph! — er erkannte ihn nicht! Und doch hatte er mit diesem Mann täglich Poker gespielt im Rauchsalon.

Auf den inneren Geleisen klirrte blitzschnell ein Expresszug dahin und füllte die Station mit Getöse und Wind. Woolf wurde ungeduldig und sah auf die Uhr. Fünf Minuten!

Plötzlich aber konnte er den Passagier von vorn nicht mehr sehen. Als er sich umblickte,



So wichtig
wie das Salz zur Suppe
ist

DREIRING
Wäscheweiß
zum Wäschespülen

Beutel 20
Pfg.

sah er ihn hinter seinem Rücken stehen, in die Lektüre des Herald vertieft. Und gleichzeitig war Woolf an allen Gliedern gelähmt. Ein entsetzlicher Gedanke erwachte ihm! Wenn dieser Passagier einer von Allans Detektiven wäre, der ihn schon — von Cherbourg herüber gefolgt war —? Es fehlten noch drei Minuten bis sechs. Woolf tat ein paar Schritte zur Seite und sah verstockt nach dem Passagier hin. Der lag ruhig weiter, aber in der Zeitung war ein Riß und durch diesen Riß starrte ein scharfes Auge!

In tiefster Herzensnot sah S. Woolf in dieses Auge hinein. Es war vorbei! In diesem Augenblick flog der Zug herein und S. Woolf sprang zum Entsetzen der Wartenden aus Geleise hinunter. Eine Hand mit gespreizten Fingern griff nach ihm.

8.

S. Woolf wurde zwei Minuten vor sechs Uhr von den Rädern der Subway zermalmt und eine halbe Stunde später war ganz New York schon erfüllt von erregtem Geschrei.

„Extra! Extra! Here you are! Hys! Hys! All about suicide of Banker Woolf! All about Woolf!“

Die Zeitungsverkäufer rasten wie wilde Pferde dahin, und die Straßen, die Woolf heute durchwandert hatte, hallten wider von seinem Namen. „Woolf! Woolf! Woolf!“

„Der Tunnel verschlingt Woolf!“

„Woolf! Woolf! Woolf!“ Jedermann hatte

DER TUNNEL...

hundertmal seinen 50-PS-Wagen den Broadway entlangrollen sehen, mit dem silbernen Drachen, der wie ein Ozeandampfer brummte. Jedermann kannte seinen zottigen Büffelschädel. S. Woolf war ein Teil von New York und nun war er tot! S. Woolf, der das größte Vermögen verwaltete, das je ein Mensch unter sich hatte! Die dem Syndikat günstig gesinnten Blätter schrieben: „Unglücksfall oder Selbstmord?“ „Erst Rasmussen!“ „Erst Rasmussen!“ — Jetzt Woolf!“

„Woolf, Woolf, Woolf!“ Die Zeitungsboys bellten den Namen hinaus und stießen Rauchwolken in die neblige Straße. Es hörte sich an wie das heisere Heulen von Wölfen, die ihre Beute zerfleischen.

Allan erfuhr Woolfs schrecklichen Tod fünf Minuten nach dem Vorfalle. Ein Detektiv sprach ihn durchs Telefon.

Verstört, unfähig zu arbeiten ging er in seinem Arbeitsraum hin und her. Die Straßen waren angefüllt mit Nebel und nur die Wolkenkratzer ragten über das Nebelmeer hinaus, von der sinkenden Sonne düster beleuchtet. New York tobte und heulte in der Tiefe der Skandal war im Gang! Erst nach geraumer Zeit war es ihm möglich, mit dem Chef des Pressebüros und dem interimsistischen Leiter des finanziellen Ressorts beraten zu können. Die ganze Nacht hindurch verfolgte ihn der letzte Eindruck Woolfs, wie er leuchtenfarbig, nach Atem ringend, im Sessel lag...

„Es ist der Tunnel!“ sagte Allan zu sich. Er fühlte sich von Drohung und Unglück umringt und fröstelte. Er sah eine hoffnungslose Zeit kommen. „Nun wird es ja h a r d e r dauern!“ dachte er und wanderte schlaflos auf und ab.

Der Tod Woolfs hielt Tausende in dieser Nacht wach. Als Rasmussen sich erschöpfte, war man nervös geworden, Woolfs Tod aber erschreckte die ganze Welt. Das Syndikat wankte! Alle großen Banken der Welt waren mit Milliarden am Tunnel beteiligt, die Industrie mit Milliarden, das Volk, bis herab zu den Zeitungsverkäufern, mit Milliarden. Die Regierung fierte von San Francisco bis Petersburg, von Sidney bis Kapstadt. Die Presse aller Kontinente schürte die Besorgnis. Die Papiere des Syndikats fielen nicht, sie stürzten! Woolfs Tod war der Beginn des „großen Erdbebens“.

Die einberufene Versammlung der Großaktionäre des Syndikats dauerte zwölf Stunden und gleich einer erbitterten, höllischen Schlacht, in der sich früher besonnene Menschen zerfleischten. Das Syndikat hatte am 2. Januar Hunderte von Millionen Zinsen und Teilzahlungen zu entrichten. Riesensummen, für die keine genügende Deckung vorhanden war.

Die Versammlung veröffentlichte ein Kommuniqué, worin sie erklärte, daß die finanzielle Situation momentan wenig günstig sei, die Hoffnung einer Sanierung aber nicht von der Hand gewiesen werden könne. Dieses Kommuniqué enthielt in notdürftig verschleielter Form die ganze fatale Wahrheit.

Am nächsten Tage konnte man Zehn-Dollar-Shares für einen Dollar kaufen. Ein Heer von Privatpersonen, vor Jahren von der allgemeinen Spekulationswut fortgerissen, war ruiniert. Über ein Dutzend Opfer forderte dieser erste Tag. Die Banken wurden gestürzt. Nicht nur jene, deren hohe Beteiligung am Syndikat bekannt war, auch viele, die gar nichts damit zu

tun hatten, wurden vom Morgen bis zum Abend belagert, und die Kunden hoben ihre Einlagen ab. Eine ganze Reihe von Instituten sah sich gezwungen, die Schalter zu schließen, da die Barmittel erschöpft waren. Die Krise von 1907 war ein Scherz gegen diese. Einige kleine Bankhäuser krachten schon beim ersten Ansturm zusammen. Aber selbst die Großen Bank zitterten von unten bis oben in der Brandung, die gegen sie anließ. Vergessens versuchten sie die Öffentlichkeit durch Bekanntmachungen zu beruhigen. New-York-City-Bank, Morgan Co., Lloyd, American zahlten im Laufe von drei Tagen Summen von schwindelnder Höhe aus. Die Telegraphisten sanken um vor Erschöpfung. Die Bankpaläste waren die ganze Nacht taghell erleuchtet, Direktoren, Kassierer, Sekretäre kamen tagelang nicht aus den Kleiderkabinen. Das Geld wurde immer teurer. Hatte die Panik von 1907 den Zinsfuß für tägliches Geld auf 80 bis 130 Prozent getrieben, so kostete es heute 100 bis 180 Prozent! Es war zuweilen überhaupt unmöglich, tausend Dollar zu leihen. „New York City“ wurde von Gould gehalten, Lloyds Bank verteidigte sich selbst bis aufs Messer, American erhielt Unterstützungen von der Bank of London. Abgesehen von dieser Bank war kein Cent von europäischen Banken zu erhalten: diese Banken setzten sich selbst in feierhafter Hast in Verteidigungszustand. An den Börsen von New York, Paris, London, Berlin, Wien trat eine beispiellose Deroute ein. Ein Heer von Firmen stellte die Zahlungen ein. Kein Tag verging ohne Bankrotte, kein Tag ohne Opfer. Woolfs Todesart wurde epidemisch, täglich warfen sich Ruinierte vor die Räder der Subway. Der Finanzkörper von fünf Erdteilen hatte eine klaf-

fende Wunde erhalten und drohte sich zu verbluten. Handel, Verkehr, Industrie, die große Maschine der modernen Welt, die mit Milliarden geheizt wird und Milliarden ausspeit, schwang nur noch langsam und mühselig, so daß es den Anschein hatte, als werde sie plötzlich, jede Stunde, ganz stehen bleiben.

Die Tunnel-Terrain-Gesellschaft, die sich mit dem Kauf und Verkauf von Baugeländen der Tunnelstation befleißigte, krachte über Nacht zusammen und erschlug Ungezählte. Die Zeitungen waren in diesen Tagen Schlachtberichte.

„Der Tunnel verschlingt mehr und mehr!“ „Mr. Harry Stillwell, Bankier, Chicago, erschießt sich.“ — Broker Williamson, 26. Straße, ruiniert, vergiftet sich und seine Familie. — Fabrikant Klepstedt, Hoboken, wirft sich unter die Subway.“ — Die Nachricht, daß sich der alte Jakob Wolfsohn in Santes erhängt, verhalfte vollkommen unbeachtet.

Es war die Panik! Sie sprang über Frankreich, England, Deutschland, Österreich und Rußland. Deutschland wurde zuerst von ihr ergriffen und war innerhalb einer Woche, wie die Vereinigten Staaten, in Unruhe, Angst und Schrecken getaucht.

Die Industrie, die sich kaum von den Folgen der Oktoberkatastrophe erholt hatte, geriet auf Grund ihrer Papiere, vom Tunnel zu unerbittlicher Blüte getrieben — Eisen, Stahl, Zement, Kupfer, Kabel, Maschinen, Kohle — wurden von den stürzenden Tunnelaktien mit in die Tiefe gerissen. Die Kohlenkönige und Hüttenbarone hatten am Tunnel enorme Vermögen verdient, nun aber wollten sie keinen roten Heller riskieren. Sie setzten die Löhne herab, führten Feierschichten ein und warfen

Tausende von Arbeitern auf die Straße. Die Beschäftigten erklärten sich mit den Kameraden solidarisch. Sie traten in Ausstand, gesonnen, diesmal bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen und sich nicht wieder durch Versprechungen verlocken zu lassen, die diese Meutereien brachen, sobald die Sonne wieder schien. Waren die Zeiten gut, so waren sie gut genug, die Millionen vermehren zu helfen, waren die Zeiten schlecht, so warf man sie hinaus. Sollten die Zechen ersaufen und die Hochöfen verschlacken!

Der Streik begann wie jeder andere. Er entflammte in den Becken von Lille, Clermont-Ferrand und St. Etienne, wälzte sich hinüber ins Mosel-, Saar- und Ruhrgebiet und nach Schlesien. Die englischen Bergarbeiter und Hüttenleute von Yorkshire, Northumberland, Durham und Südwesten erklärten den Sympathiestreik. Kanada und die Staaten schlossen sich an. Der gespenstische Funke sprang über die Alpen nach Italien und über die Pyrenäen nach Spanien. Tausende von blutroten und leuchtgelben Fabriken aller Länder standen still. Ganze Städte waren tot. Die Hochöfen wurden gelöscht, die Grubenpferde aus den Schächten gebracht. Die Dampfer lagen in ganzen Flotten, Schlot an Schlot, in den Friedhöfen der Hafen. Jeder Tag kostete Unsummen. Aber da die Panik auch den übrigen Industrien das Geld entzog, so schwoll das Millionenheer der Arbeitslosen von Tag zu Tag mehr an. Die Lage wurde kritisch. Eisenbahnen, elektrische Kraftzentralen, Gasanstalten waren ohne Kohle. In Amerika und Europa lief nicht ein Zehntel der Züge mehr und der atlantische Dampferverkehr war fast gänzlich unterbrochen.

Es kam zu Ausschreitungen. In Westfalen prasselten die Maschinengewehre und in London lieferten die Dockarbeiter der Polizei eine blutige Schlacht. Das war am 8. Dezember. Die Straßen bei den West-India-Docks waren an diesem Abend mit Toten, Arbeitern sowie Polizisten bedeckt. Am 10. Dezember erklärte die englische Arbeiter-Union den Generalstreik.

(Fortsetzung folgt)

Die niedrige Schüssel brennender Erde

Goldsucher und Abenteurer im Todestal von Kalifornien

Eine der größten Sehenswürdigkeiten Amerikas ist das Todestal in Kalifornien, ein Gebiet völliger Oede und Leere, das man wegen der Unwirtlichkeit und der großen Hitze, die dort herrscht, eine „niedrige Schüssel brennender Erde“ genannt hat.

Es ist nur wenig über hundert Jahre her, seit der weiße Mann zum erstenmal seinen Fuß in diese Hölle setzte. Und er hatte es eilig, ihn bald wieder herauszubekommen. Es war im Jahr 1849, das Jahr der großen Goldfunde in Kalifornien, als Abenteurer und Glücksritzer aus aller Welt in dieses Gebiet einströmten, von dem es hieß, daß die Nuggets nur so im Sande lägen und große Vermögen darauf warteten, aufgehoben zu werden. Die Goldsucher, die es erste den brennenden Boden — die Indianer nannten ihn „Tomesha“ — zu durchqueren versuchten, um, wie sie meinten, ihren Weg abzukürzen, kamen damals gerade in der Zeit der größten Hitze und Trockenheit in dieses Tal, das als der heißeste Punkt dieser ganzen Erdhälfte berühmt und berüchtigt ist. Was sie als Wegkürzung angesehen hatten, erwies sich als ein nahezu unüberwindliches Hindernis. Unter unsäglichem Mühen, von Hunger und Durst gequält, schleppten sie sich durch das Inferno. Nahrung und Fleisch gingen zur Neige. Sie verbrannten ihre Wagen, um schneller vorwärts zu kommen, und schlachteten ihre Zugtiere, um nicht zu verhungern. Von Panik und Todesfurcht erfüllt, trennten sie sich schließlich, um in zwei Gruppen über die Randgebirge einen Ausweg zu suchen, einen Ausweg aus dieser Hölle. Und als sie ihn endlich

gefunden und mit letzter Kraft hinter sich gebracht hatten, gaben sie dem Tal, in dem sie dem Tod nur mit knapper Not entgangen waren, seinen neuen Namen: Todestal.

Später allerdings wurden gerade hier ungeheure Goldfunde gemacht, die immer neue Menschenströme herbeilockten, und im Laufe der Zeit entwickelte sich aus den fast unerschöpflichen Salzvorkommen, die es dort gibt, sogar eine richtige Industrie. Aber ebenso schnell, wie das Aufblühen, war auch das Vergehen jener Städte aus Holz und Wellblech, deren Ruinen heute, seit langem verlassen und verkommen, als klägliche Zeugen einstigen Lebens allmählich im Treibsand versinken.

Wie die Pilze aus der Erde waren damals die Goldsucher und die Menschen hatten willig alle Mühen und Beschwerden auf sich genommen, um an den großen Gewinnen teilzuhaben, die sich dort nur ganz wenigen Glücklichen wirklich boten.

Es war eine wilde und aufregende Zeit voller Abenteuerlichkeit und Gefahr. Die Goldsucher und ihr großes Gefolge von Händlern, Wirten und Glücksrittern kamen und gingen. Es waren Menschen, die man nicht mit gewöhnlichen Maßstäben messen konnte, und heute noch erzählt man sich die merkwürdigsten Geschichten und Abenteuer von ihnen. Einer der letzten lebenden Zeugen jener denkwürdigen Zeit ist der „alte Scotty“, ein Mann vom Aussehen und Gebaren eines Königs und der Sprache eines alten Tramps. Das Schloß, in dem er wohnt, gehört zu den größten Sehenswürdigkeiten des

Landes. Es ist im spanischen Stil erbaut, mit Zugbrücke und Wehrtürmen und einem so kostbaren Inventar, daß sich die Besucher nur mit Filzpantoffeln in den vornehmen Räumen bewegen dürfen. Der Reichtum Scottys, des ehemaligen Goldgräbers, scheint unerschöpflich. In San Francisco, so erzählt man sich, hatte er bei seinen Besuchen stets Goldmünzen unter die Leute geworfen, und für jede Kleinigkeit, die er kaufte, nur mit 50-Dollar-Noten bezahlt. „Behalten Sie das Kleingeld“, pflegte er zu sagen, wenn ihm die Verkäufer auf diese große Summe herausgehen wollten.

Das Gegenstück zu dem vom Glück so reich gesegneten alten Scotty ist ein alter Indianer, der, wenn seine Behauptung, daß er 107 Jahre alt sei, stimmt, wirklich noch die Zeit des ersten großen Goldrush erlebt hat. Von ihm heißt es, daß er einem Goldsucher für zwei Dollar und einen Overall eine Goldmine verkaufte, aus der der neue Besitzer ein Vermögen von mehr als 5 Millionen Dollar schöpfte.

Ob diese Geschichte sich auch wirklich so zugezogen hat, läßt sich freilich heute wie bei all den vielen anderen Erzählungen, die es über Land und Leute des Todestales gibt, nicht mehr feststellen. Aber das ist wohl auch gar nicht so wichtig. Auch erfundene Geschichten spiegeln die Wesensart der Menschen, von denen sie berichten, ebenso deutlich wider wie tatsächliche Begebenheiten. Und die Beispiele dieser beiden lebenden Vertreter jener Zeit des großen Goldrausches im Todestal sind wohl charakteristisch für jene ganze Epoche und das Leben, das sich damals dort abspielte.

Gott sprach durch das Mädchen Johanna

Das ist die Lebensgeschichte der heiligen Johanna von Frankreich, wie sie Eckart von Nasso nach historischen Dokumenten aufzeichnet hat. Auf diesen Dokumenten beruht auch der Film „Johanna“, der jetzt in Deutschland angelautet ist und demnächst in Neuß gezeigt wird.

Sie wurde geboren in einem lothringischen Dorf, zu der Zeit, als Engländer und Franzosen den hundertjährigen Krieg um Frankreichs Krone führten. Ihr Vater hieß Pierre d'Arc, die Mutter Isabelle. Sie hieß, Johanna, das Mädchen aus Domremy, wurde Jeanette genannt.

Es war ein weites, welliges Land, darin sie aufwuchs, blauesäumte Hügel zeichneten sich in sanften Linien ab, und wenn die Wolken im Herbst tiefer hingen, stand der Wald schwarz vor dem Horizont, vom Schreien der Hirsche durchgellt, von Raubvögeln überflogen.

Die Bussarde mit den gelben Augenringen kamen weither, von blutgetränkten Feldern, wo Männer kämpften und Männer starben, weil es ihren Königen gefiel, Land zu nehmen oder gegen Geld zu verschachern, bis die Städte zerfielen und die Dörfer in Feuer aufgingen. Engländer kämpften gegen Franzosen, aber Franzosen kämpften auch gegen sich selbst. Denn das Herzogtum Burgund, ehemals französisches Lehen, hatte sich zu England geschlagen.

Frankreichs Schicksal schien besiegelt. Karl von Valois, seines Zeichens der Sechste, mit dem Beinamen des Wahnsinnigen, hatte sich vor seinem Tode das Erbe der Karolinger und Capetinger mit englischen Pfunden abkaufen lassen, und sein Sohn, der Dauphin, war es zufrieden. Schwachen Geistes, halblös, Spielball jeder Einfüßterung und Begierde, doch nicht ohne Instinkt, überließ er es seinen Feldhauptleuten, den Krieg nach

Gutdünken weiterzuführen oder zu beenden, indessen er sich mit Mätressen vergnügte, die ihn verachteten, wie der Hof und die eigene Mutter auch. Diese — Isabella, aus Bayersland stammend — hatte ihn, so ging die Rede, illegitim geboren. Stadt auf Stadt fiel in Feindeshand, Provinzen wurden genommen, Paris blieb besetzt, Orleans stand vor dem Fall.

Das Dorf Domremy lag im Frieden. Der Landmann Pierre d'Arc tat seiner Hände Werk, Isabella besorgte Garten und Haus, die Tochter hütete die Herden des Vaters, sie nähte mit besonderer Kunstfertigkeit und spann das Leinen so fein, daß man es weithin rühmte. Jeanette war ohne Arg, still, freundlich und von einer schwebenden Art, getragen. Sonst unterschied sie sich von den Mädchen des Dorfes nicht, es sei denn, daß sie fleißiger als diese den Übungen der Religion ergeben war — nicht aber, um ihre Frömmigkeit zur Schau zu stellen, sondern weil ein ihr selbst unbegreifliches Verlangen sie trieb, sich im Gebet mit Gott zu vereinen.

Als Jeanette dreizehn Jahre alt war — man schrieb das Jahr 1425 — hörte sie die Stimme zum erstenmal. Es geschah an einem Sommertage, da das Licht in den Mittag stieg und die Geräusche in dieses schweigende Licht eingingen.

Die Stimme kam von dorthor, wo die alte Kirche von Domremy sich unter dem Gewölbe der Linden versteckte, und es begleitete sie ein Glanz, der sich — wie eine hellere Welle nur — aus dem flutenden Licht des Mittags heraus hob.

Jeanette erschrak. Doch war es eine zarte Stimme, die nun zu sprechen begann. Und ihr Ton war vergleichbar dem Klang singender Knaben, deren Unschuld sich in ihren Kehlen offenbart.

Die Stimme sprach zu Jeanette und von ihrem Leben im Dorf. Sie sprach freundlich von den kleinen Dingen des Tages, sie fragte, erhielt Antwort, bedachte das für Haus und Hof Notwendige und gab guten Rat.

Jeanette, seltsam angerührt, lauschte bestürzt und antwortete selbst, wie in einem Traum befangen. Denn die Stimme sprach der helleren Welt, kein Antlitz war zu sehen, nur der hellere Schein, einem Lichtbalken aus der Höhe ähnlich, breitete sich vor ihrem Blick aus.

Dann wurde die Stimme erst und solches sagte sie zu ihr: „Gehe, gehe hin und befreie die Stadt Orleans.“

Da Jeanette noch tiefer erschrak, sprach die Stimme weiter: „Du wirst dem Dauphin die Krone aufs Haupt setzen. Vertreibe die Engländer von Frankreichs Fluren.“

Das Mädchen stand in der Stimme wie in einem brennenden Dornbusch und fürchtete sich sehr. Doch hatte sie die Befehl erteilt, sie mußte antworten. „Ich bin“, sagte sie, „nur ein armes Ding vom Land und verstehe nichts von Kriegsführen und Kriegen. Wie sollte das zugehen?“

Hier sprach die Stimme ihr letztes und größtes Wort: „Geh! Gehe, Kind Gottes, Gottes Kind! Tochter Du Frankreichs, geh!“ Plötzlich barsten die Lichtwände über ihr, der Himmel ward aufgetan. Nicht der Engel stand dort, den sie zu sehen erwartet hätte. Gehelmt und geschient, im Panzer aus blauem Stahl, die Drachenfahne in der Rechten, die Linke am Schwert, wuchs aus einem überwirklichen, augenblendenden Glanz der ritterliche Heilige, Sankt Michael genannt, und um ihn her die Wolkenberge türmten sich wie Mauern einer Burg. Darauf verging das Gesicht, so plötzlich, wie es erschienen war.

Jeanette blieb betäubt zurück. Doch mußte es ein Tag sein wie andere Tage auch. Die Mittagsglocke läutete.

In den nächsten Tagen und Wochen war Jeanette noch stiller als sonst, sie betete viel, blieb für sich allein und erzählte niemandem, auch der Mutter nicht, von der Erscheinung, die ihr geworden war.

Die Stimmen aber schwiegen hinforn nicht mehr. Lauter oder leiser, je nach den Geräuschen des Tages, sprachen sie zu dem Mädchen Jeanette. Und war es nicht die Vision des Erzengels Michael, die sich wiederholte, so traten zwei der auserwählten Frauen an seine Stelle, deren Namen waren Katharina und Margaretha. Schimmernd umfloss sie das Kleid der Gottheit, und ihr Haar, lang herabwallend, umrahmte die Gesichter, die ihre Schönheit bewahrten. Tag für Tag drängten sie Jeanette, das Schwert zu nehmen, Frankreichs Heer zum Siege zu führen und den Dauphin in Reims zu krönen.

Dann zog der Krieg näher, plündernd fielen die Burgunder auch in Lothringen ein, die Kirche von Domremy ging in Flammen über. Es geschah in jener Zeit, daß Jeanette wie blind und taub durch das Haus ging und der Vater sie für ihre Verspötnheit schalt. Die Mutter hörte es und tröstete die Tochter. Pierre d'Arc hatte von Jeanette geträumt. In seinem Traum wäre sie mit dem Heer des Dauphins fortgeritten, freiwillig und nicht verschleppt. Deshalb sei der Vater müdmütig, von schwerer Ahnung erfüllt.

Das Mädchen stand starr. „Er hat es geträumt?“

Nicht einmal nur, gab die Mutter zur Antwort, der Traum habe sich wiederholt.

Jeanette, im Tiefsten aufgerührt, ging, wie oftmals, zur Kirche, stürzte vor dem zerstörten Altar auf die Knie und betete heiß. Verzeihung gab ihr die Worte ein: „Deine Heiligen rufen mich, Gott. Wohin rufen sie? Gott, Gott, hilf mir doch. Wie kann ich, eine arme Bauernmagd, ein Heer führen und einen

König krönen? Ich weiß nicht, wie man mit großen Herren spricht. Gar nichts weiß ich. Ich verstehe Dich nicht mehr, mein Gott. Deine Wege sind dunkel. Ich habe Angst.“

Da sie aber solchermassen mit Gott gerungen hatte, ging eine Verwandlung in ihr vor, die sie selber nicht begriff und auch die Menschen um sie her nur schwer begreifen sollten. Es war, als fülle sie sich mit Kraft an, von den Scheitelhaaren bis abwärts zum Zeh. Wie ein Kleid, das seines Dienstes ledig ist, fiel die Furcht von ihr ab. Eine Sicherheit ohnegleichen nahm von ihr Besitz, und Jeanette, die Tochter des Bauern aus Domremy, sich von den Knieen erhob, war sie die Johanna d'Arc geworden, die Gott zu seinem Werkzeug erwählt hatte. Damals war sie siebzehn Jahre alt.

Jeanette d'Arc machte sich auf den Weg. Sie machte sich zu Fuß auf den Weg nach Vaucouleurs, wo, wie sie wußte, Robert de Beaudricourt, der Hauptmann des Königs, Quartier genommen hatte. Der Weg war weit und beschwerlich. Johanna scheute sich nicht. Und als der Oheim sie in seinem Karren überholte, nahm er sie mit. Er tat es nicht gern. Schwester und Schwager wußten nichts von Johannas heimlicher Flucht. Als sie ihm aber gesagt hatte, daß — wenn selbst sie zusammenbräche — sie auf den Knieen nach Vaucouleurs kriechen müßte, war er als erster von jener Kraft angerührt, die von nun an die Menschen bezwingen würde.

Der zweite war Beaudricourt nicht, sondern der Ritter Jean de Metz.

Anfangs nämlich schien es nicht, als ob Johannas Mission gelingen sollte. Als sie vorgelassen wurde und, zugleich demütig und stolz, den Hauptmann bat, daß er sie zum Dauphin schicken möge, schüttelte er mit lächelnder Abwehr den Kopf. Welches Anliegen sie an den Dauphin habe, wollte er wissen, (wird fortgesetzt)

